Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 2 (1898-1899)

Heft: 11

Artikel: Warum gibt es keine guten Dienstboten?

Autor: Reguier, Emma

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-665602

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mehren sich. Schon zeigen sich in der Ferne die Minarets von Damastus. Der kahle Berg links ist der Dschebel Kasjun, wo nach muslismitischer Tradition Adam gelebt hat und Abraham zur Erkenntnis des einigen und alleinigen Gottes kam. Auch soll hier Kain den Abel erschlagen haben, wovon das Gestein für immer die rötliche Farbe des Blutes bekam! Im Talgrunde von Dummar sind es hauptsächlich sette Wiesen und mächtige Nußbäume von herrlichem Buchs, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden erregen. Die schwarzen Kuppeln und zierslichen Minarets eines uralten Derwischkslosters (Tekkije), sowie muhammes danische Friedhöse erinnern uns, daß wir gleich in Damaskus ankommen werden. Meine Uhr weist 10 Minuten auf 4 Uhr. Um 4 Uhr sollten wir programmäßig einsahren.

Ueber all dem Sehen und Schauen habe ich beinahe vergessen, nach meinem Gepäck mich umzusehen. Schon pfeist der Zug, wir brausen ans Stationsgebäude heran, wo eine Unzahl müssiger Spaziergänger neugierig die aussteigenden Passagiere mustern. Doktor M. mit seinem Apotheker erwarten mich an der Station. Ich erkenne die Herren gleich, sowhl am englischen Thpus des Doktors als am Telegramm, das der kleine arabische Apotheker der Bereinbarung gemäß schwingt. Die Herren hingegen rekognoseiren mich nur mit einiger Mühe, da sie durch ein neckisches Versehen des Telegraphisten einen Doctor masculini generis erwarteten. Nachdem sich die erste Ueberraschung gelegt hat, sahren wir in einer sprischen Berlinerkutsche erster Klasse in das altehrwürdige Damaskus ein, allwo mich Frau Dr. M. in ihrem reizenden Häuschen herzlich empfängt und bewillkommt.

Von Damaskus werde ich dir unendlich viel zu erzählen und zu berichten haben — somit Abdio für heute.

Mit herzlichen Grüßen

Dein Sephy.



Warum gibt es keine guten Dienstboten?

Bon Emma Regnier.

Gewisse Fragen sind in aller Mund. Jeder könnte sie sich mit Leichtigkeit selber beantworten, wenn er einmal ruhig und ernstlich darüber nachdenken wollte. Ueber die Dienst boten frage zum Beispiel redet ja Jeder, aber nur so im Allgemeinen spricht man nach, was man hie und da gehört hat, ohne weiter darüber nachzudenken. Man nimmt an,

daß der Fabrikbetrieb sehr viele weibliche Kräfte beanspruche und daß die verhältnismäßige Freiheit einer solchen oder ähnlichen Stellung den Mädchen weit lieber sei, als die Gebundenheit in der Familie. Dies kann aber weder als Lösung der Frage in der Gesamtheit dienen, noch den einzelnen Fall erklären, der immer gerade den Einzelnen zur schärfsten Beurteilung der wirklich unerquicklichen Zustände veranlaßt. Nur eine eingehende Untersuchung kann hier von Nutzen sein, eine Untersuchung die nicht einseitig sein darf, die sich aber auf das eigentliche Gebiet erstreckt und das Gebiet der Dienstboten ist eben doch die Familie, die Häuslichteit.

Jeder Mensch sucht einen Vorteil. Findet etwa die dienende Rlaffe jetzt nicht mehr den gleichen Vorteil im Dienste der Familie wie früher? Die Leute sagen immer es sei "früher anders" gewesen. Besonders in den so= genannten "guten Familien", denen ein unverwüftlich konservatives Element innewohnt, geht die Sage vom "Dienftboten aus der guten alten Zeit." Wie leicht erklärt sich das! Ift es doch nur natürlich, daß man den tüchtigen und brauchbaren Leuten ein längeres Andenken bewahrt als den nutlosen, mittelmäßigen oder gang schlechten. Die guten Dienstboten streicht man vor anderen heraus und brüftet sich ordentlich mit ihrem Wert, die schlechten sucht man heimlich weiterzugeben, wie ein falsches Gelbstück. Das wird in der guten alten Zeit genau fo gewesen sein wie heute. Es ist nur anzunehmen, daß infolge der engeren Berhältniffe, der unentwickelten Verkehrszustände die Menschen mehr darauf angewiesen waren, aus ihrer Häuslichkeit die Welt zu machen, in der sie lebten und starben, und da nahm man fich eben die Zeit, seine Dienstboten zu erziehen. Wer nimmt sich aber heute dazu die Zeit? Jeder will's gut haben, bequem haben, die Hausfrauen sowohl als die Dienstboten. Da sagen nun die Herrschaften: "Wir bekommen feine guten Dienstboten mehr," und die Dienftboten: "Wir finden keine guten Stellen mehr, — wer hat da Recht! Natürlich haben beide Teile Recht. Wie kann das fein?

Es ist gerade wie mit dem falschen Geldstück: Niemand will's gemünzt, gesehen oder weiter gegeben haben. Keiner will für schlecht oder dumm gelten und so kursirt die falsche Münze weiter, zum unendlichen Aerger der Bielen. Jeder hofft auf dem Tauschwege etwas Besseres dafür einzulösen, und so wechselt man weiter, das Geld und die Dienstmädchen, in der Erwartung, daß ersteres einmal selbst zur Münze lause und letzteres sich selbst erziehe.

Ja, was erwarten die Dienstgeber denn überhaupt von ihren Dienst= boten? So ziemlich alles, was sie selber nicht leisten können oder wollen. Fassen wir einmal speziell die Haussrau des gediegenen Bürgerstandes ins Auge, wo der Hausstand aus einem, zwei oder drei Dienstmädchen ge=

bildet wird. In welchem Berhältnis steht die Tätigkeit dieser Frauen zu der Tätigkeit der Männer gleichen Standes? Leisten sie ein Aequivalent an Arbeit zu der Leistung der Männer? Bringen sie die erforderlichen Kenntniffe mit in den Beruf der Che? Die Renntniffe der Arbeiten, die der hausliche Betrieb mit sich bringt? Ift die Hauswirtschaft nicht etwa auch ein Ge= schäft, das verftanden sein will, das nur unter einer guten Oberleitung gebeihen kann? Es ift sogar ein gang schwieriges und kompliziertes Beschäft, das der aufmerkfamsten lleberwachung bedarf, wenn es erfolgreich geführt werden foll. Gedankenloser Dilettantismus richtet im Haushaltungswesen das größte Unheil an. Tausend und abertaufend Frauen stehen an der Spite großer Haushaltungen, ohne mehr als die oberflächlichsten Kenntniffe vom Betrieb zu haben. Es ift ein haltloses Dilettieren in den Haushaltungsgeschäften, das sich bitter racht. Rein Mann wird ein fomplizirtes Geschäft übernehmen, ohne sich vorher gehörig gu imformieren; hat er theoretisch begriffen, was er betreiben will, so geht er dann seiner praftischen Ausbildung nach. Beschäftigt er Leute, so sucht er sowohl die Leistungen des Einzelnen, als auch die seines Gesamtpersonals zu verstehen. Der Erfolg mancher Unternehmen hängt oft einzig und allein von der guten Oberleitung ab; die Oberleitung besteht in der Uebersicht über das Ganze und der Heranbildung eines guten Personals. Tüchtige Leute, fertige Arbeiter findet man auch nicht nur fo auf der Strafe oder auf dem Vermittlungsbureau; man muß fie sich heranbilden, heranziehen! Je tüchtiger der Meifter, umso tüchtiger der Gesell! Nichts wirkt so erzieherisch wie das Beispiel.

Die "Frau von Heute," ist in einem Uebergangsstadium begriffen. Sie steht noch unter dem Schatten der "Frau von Gestern". Einst galt das Lob der Häuslichkeit als das Höchste, so daß man sogar der geist-vollen Frau mit keinem geringen Mißtrauen begegnete. Es entstanden daraus zwei Lager unter den Frauen, die zum Teil noch fortbestehen. Der eine Teil blickte voll Mißtrauen auf die kluge hochgebildete Frau, und diese ersand voll Geringschätzung die oft zitirten Worte: "blos häus-lich!" Wir können heute auf Grund unserer Ersahrungen und des Fortschrittes auf allen Gebieten die Verschmelzung dieser beiden Sorten Weib verlangen. Wir wollen nicht die Frau, die "blos häuslich" oder "blos gebildet" ist, sondern die gebildete häusliche Frau. Von dieser Frau erwarten wir die Heranbildung gediegener weiblicher Dienstboten.

Das Haus ist die Erziehungsanstalt für Dienstboten. Da sucht ein junges sechzehnjähriges Ding einen Dienst. Bon Haus aus kann es nicht viel; in ärmlichen oder bäuerlichen Berhältnissen groß geworden, hat es auch keine Gelegenheit gehabt, die städtischen Gebräuche, die Gewohn-

heiten der wohlhabenden Rlaffe fennen zu lernen. Es kommt also zuerft zu Kindern, bei denen spielt es sich so durch. Ift es intelligent, so kann es in der erften Stelle schon viel lernen, besonders wenn eine aufmerksame, umsichtige Frau das Hauswesen leitet, und vor allen Dingen, wenn diese Frau ce versteht, durch gute und verständige Behandlung die befferen Seiten in dem Charafter bes Mädchens zu wecken. Gewiß schlummert in jedem Menschen ein Gutes und ein Boses, auf deffen Grund der Boberstehende, der Gebildete einen unbegrenzten Ginfluß auf den Tieferstehenden, Ungebildeten ausüben kann. Der Mensch reagirt auf Eines so schnell wie auf das Andere. Am dauernoften find die Gindrücke der Jugend. Gewiß sind die ersten Dienstjahre die wichtigsten im Leben eines sich heran= bildenden Dienstmädchens. Gewiß verdankt ein tüchtiges, in häuslichen Geschäften erfahrenes Mädchen seine Ausbildung einer ebenso tüchtigen Wo sollte das Mädchen seine Ausbildung sonst als humanen Frau. herhaben?

Man vergegenwärtige sich einmal die Hauswesen, die heute den Durchschnitt bilden, die auf einen jährlichen Verbrauch von sechstausend oder mehr Mark eingerichtet sind. Man will nach außen möglichst viel vorstellen, man verlangt aber für wenig Geld möglichst viel, sei es nun an Material oder Arbeit. Solche Familien sind der reinste Verderb sür die bestveranlagten Mädchen. Hier ist der Dilettantismus im Haus-wesen so recht zu Hause. Die Frau gilt als sehr gebildet. Weil es so oft nur eine Halbbildung ist, besteht eine Geringschätzung der herkömmslichen häuslichen Geschäfte. Man bürdet den Dienstboten alles auf, ohne selbst Hand anzulegen. Man läßt sich von Morgens bis Abends bedienen und häust gedankenlos einen Tadel auf den andern, bis ein Mädchen verströssen den Dienst kündigt. Solche Frauen haben alle paar Monate ein anderes Mädchen. Sie sühren nur immer die Klage im Mund: "Die Mädchen können nichts und leisten nichts!"

Wie aber sollen Mädchen etwas lernen bei Frauen, die selbst nichts können, etwas leisten, bei solchen, die selbst nichts leisten, die überhaupt noch nie über die Forderungen nachgedacht haben, die man gerechterweise an Dienstboten stellen darf?

Die Frau, die anfängt, richtig und verständig über die Dienstbotensfrage nachzudenken, wird sich sagen müssen, daß man für 18 bis 20 Mark per Monat keine perfekte Köchin mieten kann, kein Mädchen für alles, die Köchin, Zimmermädchen, Wäscherin und Büglerin, alles in einer Persson ist. Nur dem Unverstand, dem Mangel an Nachdenken und Feingesfühl ist es zuzuschreiben, wenn in solchen Familien ein ungerechtsertigter Luxus auf der einen Seite getrieben wird und in der Verpslegung der

Dienstboten augenscheinlich Knauscrei herrscht. Bährend alle Nahrungs= mittel mit genauer Berechnung für das Personal abgemessen werden und oft aus einem recht fparlichen Abfall bestehen, gahlen auf dem Berr= schaftstisch die teuersten Delikatessen zur Tageskoft. Eine zu üppige, sich überhebende Lebenshaltung ist unvereinbar mit dem gesunden Menschenverstand, besonders wo beschränkte Geldmittel eine einfachere gesündere Lebensweise zur Notwendigkeit machen und hat unvermeidliche Konflikte im Gefolge. Das Resultat ift zunächft eine allgemeine forperliche Berweichlichung, besonders der Frau; totale Unfähigfeit, eine forperliche Arbeit zu verrichten oder nur intelligent zu leiten, und gang verschwommene Begriffe über die Leiftungsfähigkeit der Dienstboten. Man weiß nicht recht, wo beim Dienstboten der Menich anfängt und der Stlave aufhört. Vor allem verlangt die Herrschaft von der Dienerschaft eine volle Anteil= nahme an allen Greigniffen im Rahmen der Familie. Ift man frank, will man gepflegt sein. Bei einem Trauerfall verlangt man ein rucksichtsvolles Benehmen. Ift man heiter und veranftaltet Geselligkeiten, so soll das Personal mit Gifer und Freundlichkeit jede Mehrarbeit auf sich nehmen, flink und tadellos verrichten, — furz, man verlangt für den Lohn nicht nur Dienstleiftungen, sondern volle Hingabe der Perfonlichkeit im Dienste.

Aber was tut man dagegen, gibt man ein besonderes Aequivalent dafür, über den Lohn und die Verpflegung hinaus? Ist man geneigt, Nachsicht und Rücksicht zu üben, wenn persönliche Beziehungen der Diensts boten einmal störend in die häuslichen Geschäfte eintreten? Ein Kranksheitss oder Todesfall ruft zuweilen die Mädchen in die Heimat, es können auch geringere persönliche Angelegenheiten sein. Hört man da nicht mitsunter den herzlosen Ausruf: "Dienstmädchen sollten keine Familie, keine persönlichen Beziehungen haben, es stört das Dienstverhältnis!"

Weiter! Wie häufig begegnet man der Ansicht, ein Dienstmädchen dürfe keine "Bekanntschaft" haben, keine männliche Bekanntschaft, also keinen Schat! Der Schatz der Dienstmädchen ist ja das immerbereite Ziel für Witholde und ein unerschöpfliches Thema der humoristischen Blätter. In guten "soliden" Familien ist es alter Brauch, beim Mieten eines Dienstmädchens die Bedingung zu stellen, daß es "keine Bekanntschaft" unterhalten dürfe. Wan kann aber doch mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß jedes junge und tüchtige Mädchen Anhänger und Bewunsderer unter Männern seines Standes sindet, daß die leichtsinnigen und mittelmäßigen Mädchen aber erst recht einen "Schatz" sich zulegen, ohne vorsichtige Auswahl zu treffen. Daß bei Herrschaften, die nur unter dem Zwange eines solchen Verbotes Mädchen mieten, die Dienerschaft zu Heinelichtseiten ihre Zuslucht nimmt, ist doch nur die natürliche Folge

eines solch ungerechtfertigten Verfahrens. Freie Verfügung über die Person ist das einfachste Menschenrecht. Kein Dienstgeber darf dies in solchem Maße beschränken wollen, daß er ein Verbot betreffs des Verkehrs eines Mädchens außer Hause aufstellt, so lange dieser Verkehr in sittlich unbeanstandeter Weise vor sich geht. Gerade die Verheimlichung, zu der man die Mädchen in ihren kleinen Herzensangelegenheiten zwingt, ist das Versberben manches Mädchens. Es sehlt ihnen die Stütze, der Halt, die ste im eigenen Heim genossen. Statt bei der Dienstherrschaft Schutz zu sinden, ist ein Mädchen in seiner ganzen Unersahrenheit allen Versuchungen preisgegeben. Daß eine immer tieser einreißende Unmoralität und Verschlechterung der Charaktere bei der dienenden Klasse die Folge davon ist, liegt doch klar auf der Hand.

Könnten sich Dienstgeber nicht mit Leichtigkeit in ein angenehmes und gutes Verhältnis zu ihren Leuten setzen, wenn sie ihnen beim Dienstantritt sagen würden: "Sie treten als gleichberechtigtes Witglied in meinen Familienkreis ein. Sie haben teilzunehmen an unserer Arbeit und Sorge, an unseren Leiden und Freuden. Sie werden sich unseren Gewohnheiten anzupassen suchen, wir dagegen wollen uns Ihrer weiteren Ausbildung im Dienste der Familie annehmen. Wir geben Ihnen so und so viel Lohn und so und so viel freie Zeit, die Sie mit Bekannten verbringen dürsen unter der Voraussetzung, daß Sie uns offen und ehrlich über Ihren Bekanntenkreis Ausschluß geben."

Wenn auch nicht gerade mit solchen Worten den Mädchen ein herzliches Entgegenkommen beim Dienstantritt gezeigt wird, so liegt es boch in der Macht der Hausfrau, ihre Dienstleute in unauffälliger Weise ihre gute Gefinnung fühlen zu laffen. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn eine gute Behandlung der Dienstleute nicht auch gute Früchte tragen sollte. Gine Steigerung der Leiftungsfähigkeit, des Ehr= geizes, sich hervorzutun, und ein neuer frischer Zuzug befferer Mädchen in den Familiendienst wären davon zu erwarten. Wie manches mittel= lose Mädchen, das auf den Berdienst zu seinem Unterhalt angewiesen ift, würde den Schutz, die Annehmlichkeit eines Familienlebens dem Ladendienst vorziehen: es murde ihr gesundheitlich weit zuträglicher sein, die abwechslungsreiche Hausarbeit mit dem monotonen Ginerlei einer Berkaufs= stelle zu vertauschen. Das tagelange Stehen, die dumpfe, verdorbene Luft in manchen Verkaufsstellen wirken ja so gesundheitsschädigend auf den jugendlichen weiblichen Organismus. Hochgradige Bleichsucht und manche weniger bekannte, aber nicht minder häufige Uebel find die Folgen davon. Und doch suchen Mädchen immer wieder mit Vorliebe diese Stellen auf, obwohl fie sich oft nur fümmerlich ernähren können, ärmlich gekleidet



"Benedikt Jonfana."

geben, gesundheitlich geschäbigt sind und auf Grund dieser jammervollen Lage in sittlicher Haltlosigkeit elend verkommen. Warum? Dienst in der Familie eine fortlaufende Reihe von Pflichten mit sich bringt, ohne menschliche Rechte zu gewähren. Diese Stellungen stehen so tief in der Schätzung des Volkes sowohl als der Gebildeteren, daß es gar nicht zu verwundern ift, wenn sich nur die geistig Unbedeutenden und Beschränkten dazu melden. Db man nun auf die höhere oder die geringere Intelligenz einzuwirken fucht — der Mensch wird von Natur aus an Arbeitskraft selten mehr einsetzen, als eben zu seinem Unterhalt erforder= lich ift, wenn man nicht seinen Ehrgeiz anzuspornen weiß, sodaß er freiwillig einem höheren Ziele zustrebt. Es bewährt sich ein alter Spruch von neuem: "Wie die Herrschaft, so's Gefinde!" Wer wollte daran zwei= feln, daß bei Familien, die immer ein sogenanntes "Glück" mit ihren Dienstmädchen haben, die langjährig und treu im Dienst verharren, ein ganz besonderes Etwas vorliegen muß, das die Mädchen fesselt! Sollte es nur an dem "guten Mädchen" oder nur an der "guten Herrschaft" liegen oder an Beiden? In einer Familie im Badischen, wo unlängst ein weiblicher Dienstbote nach fünfundzwanzigjähriger treuer Dienstleiftung das Verdienstkreuz bekam, sagte die Dame des Hauses recht zutreffend: "Mein Mädchen hat das Verdienstkrenz bekommen, weil sie's fünfund= zwanzig Jahre mit mir ausgehalten hat, aber was bekomm' denn ich?"

Also beruht das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch doch immer auf Gegenseitigkeit, wenn es sowohl erträglich und angenehm, als auch nütlich sein soll. Wir wiederholen, daß die Hebung des dienenden Standes Sache der Gebildeten sein muß, Sache jedes Einzelnen werden foll. Nur die Halbbildung wird mit Geringschätzung auf häusliche Fertigkeit herabblicken und die Notwendigkeit für jedes Mädchen, für jede Frau, sich solche anzueignen, unterschätzen. Die Ehe ist ein Beruf für sich, und jeder Beruf erfordert Vorkenntnisse und ein fortdauerndes Studium. Auch in den häuslichen Arbeiten ift eine Aenderung, ein Fortschritt ersichtlich. Der "gebildeten hänslichen Frau" fei es vorbehalten, auf dem Gebiete der häuslichen Arbeit nütliche und gute Reformen durchzuführen. Es läßt sich manches Veraltete abschaffen und durch ein Neueres, Einfacheres ersetzen. Bestimmte Vorschläge zur Verbefferung der Lage laffen sich jedoch nicht machen, es können nur Vorschläge im Allgemeinen sein, die der Einzelne seinen individuellen Verhältnissen anzupassen suchen muß. Die Familie bildet einen kleinen Staat im Staate, wo Ordnung in den inneren und äußeren Angelegenheiten zum Wohl des Banzen, und Gleich= berechtigung zum Glück des Einzelnen den wesentlichsten Beitrag liefern. Der Ausgleich in der Stellung zwischen Hoch und Nieder, Reich und Arm, Begabt und Unbegabt wird in allen Lagen zu erreichen sein durch gerechte Anerkennung der geringen sowohl als der bedeutenden Leistung des Einzelnen, seitens des Einzelnen. Die bedeutende Leistung zwingt von selbst zur Anerkennung — aber die geringe Leistung sernt man erst schätzen auf einem Umwege, entweder im Vergleich zur eigenen Unzulänglichkeit oder dadurch, daß man sich zu der sittlichen Höhe durchgerungen hat, wo man die Berechtigung sedes einzelnen kleinen Menschen an ein menschenwürdiges Dasein erkannt hat und dafür mit der Tat einzustehen bereit ist.

(Frkf. Ztg.)



Nachbrud berboten.

Kahenwunder.

Bon Abolf Bögtlin.

"Ich sag's alleweil, wir habe zwei unsaubere Geschöpf' im Hause," brummte der Schustermeister Johann, der vor dem Hinterhaus auf seinem Oreibein im Hose saß, den Oraht pichte und dabei über die Arbeit hinweg nach seinen zwei tränklichen Kindern schaute, welche das schmutzige Gesicht und die dünn behaarten Schädel mit Schorf bedeckt, im Hossand erumbästelten. "Ich sag's alleweil" — wiederholte er — "und das and're ist die Kat'!" Dabei warf er seiner stämmigen Frau, die unter der Laube mit blanken Armen im Wascheimer hantierte, einen ziemlich heraussordernden Blick zu, der nicht gerade freundlich aufgefaugen wurde, aber ohne mündliche Antwort blieb. Sie wusch nur um so eifriger und patschte etwas kräftiger mit dem Seisenstück auf dem Weißzeug herum. Sie mußte ihren Mann verstanden haben, wie denn auch mir, der ich, aus dem Baterhaus blickend, mein Auge sich weiden ließ an dem Sommernachmittagsichtl, kein Wert entging.

Johanns Ritterlichkeit war beleidigt, da der von ihm hingeworfene Handschuh nicht aufgenommen wurde. Er setzte sich mit einem Ruck auf seinem Dreibein zurecht, um für den bevorstehenden Kampf, den er nun einmal wollte, die nötige Sattelfestigkeit zu kriegen und griff nach dem Eigarrenstummel, der neben ihm auf dem Werkzeugtischen lag, tat einige ungeduldige Züge und blies dann übermäßige Rauchwolken von sich. Es zuckte dem Meister in allen Muskeln. Jetzt hob er einen Juß und stampste damit auf den Boden, so daß das Kätzchen, welches sich vor ihm behaglich sonnte, erschreckt aufsprang und seine Zuflucht hinter dem Wascheimer suchte. Bald aber glaubte es dem Landsrieden wieder trauen zu dürfen, kam, langsam sich reckend, hervor und schmiegte sich zutraulich